

Kinder ihrer Zeit : zwei Bilder aus Paris, der Stadt der höchsten Zivilisation

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **144 (1865)**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kinder ihrer Zeit.

Zwei Bilder aus Paris, der Stadt der höchsten Zivilisation.

I. Das heutige Paris.

Es ist wahr, wer das heutige Paris durchwandert, der ist entzückt und erstaunt über die ungeheure Veränderung, welche die Residenz Frankreichs unter der Regierung des Kaisers Napoleon III. erfahren hat. Ganz neue Stadtquartiere sind innerhalb der letzten 12 Jahre entstanden, alte Stadttheile wie durch Zauber in neue verwandelt, krumme, enge Gäßchen zu geräumigen, geradlinigen, regelmäßigen Anlagen geworden. *) Prachtvolle Gebäude, glänzende Läden und mehr noch die in denselben zum Verkauf ausgelegten mannigfaltigen und reizenden Artikel aller Zweige des menschlichen Fleißes und der aufs höchste ausgebildeten Industrie, insbesondere die zahllosen, mit dem feinen pariser Geschmack aufs eleganteste ausgeführten Luxusartikel, deren Gebrauch das Leben verschönert und angenehm macht, — alle diese Gegenstände und Erscheinungen erregen die Bewunderung des Besuchers dieser Weltstadt.

Dazu kommt der fabelhafte Glanz bei Hof, **) die orientalische Pracht seiner Bälle, die vor allen Andern zur Schau getragen wird von der ebenso schönen als eiteln Kaiserin, welche ein Kleid, wenn es auch noch so kostbar, nur Ein Mal trägt, die großartige Ausstattung der Theater, die Majestät der Konzerte, der Luxus der

*) In dem einzigen Jahre vom Okt. 1862 bis Okt. 1863 wurden 933 Häuser eingerissen und 2943 Häuser gebaut und dadurch die Wohnungen um 6189 vermehrt. — Seit dem J. 1858 sind von Seiten des Staates zu den Verschönerungsarbeiten in Paris 225,042,000 Fr. beigetragen worden.

**) Es ist nichts Seltenes, daß die Kosten der Toilette einer einzelnen Hofdame sich auf mehr als 100,000 Fr. im Jahr belaufen, und dies wird beargwöhnt, wenn man erfährt, daß bei Hofe die Kleidung täglich 3 Mal gewechselt und ein Kleid höchstens ein paar Mal getragen wird. Dazu kommt noch der Luxus mit Edelsteinen. Ein Prachtbalkleid muß so mit Diamanten benäht sein, daß es ausfieht, als wäre es mit blizenden Thautropfen besprenkt. Außerdem werden noch aus Edelsteinen gebildete Käfer, Schmetterlinge, Vögel und Anderes, was die wechselnde Mode mit sich bringt, namentlich am Kopfschuß der Damen angebracht.

Equipagen, die Eleganz der Gasthöfe und Cafés mit den ausgesuchtesten Wein- und Speisefarten und die Erfindungen und Einrichtungen alle, welche das Leben genussreich zu machen und die trüben Gedanken der Menschen zu verschleichen geeignet sind. *)

Allein diese glänzenden Dinge haben auch ihre Rehrseite.

Wohl ist die Residenz Frankreichs vergrößert und sind ihre Straßen und Häuser verschönert, wohl wetteifern unter einander die Läden an Geschmack und Pracht, wohl streut man bei Hof das Gold mit vollen Händen aus, wohl mögen die Kunst- und Vergnügungsanstalten in Paris, seine Theater und Gasthöfe zu den besten in Europa gehören, — wohl mögen durch alle diese und hunderterlei andere Dinge zahllose Fremde zum Besuch der französischen Hauptstadt eingeladen werden; nichts desto weniger ist es eine unbestreitbare Wahrheit, daß man sich in Paris eines unheimlichen Eindruckes nicht erwehren kann und daß der Kundige nur zu gut weiß, was unter dieser glänzenden Außenseite verborgen ist.

Das alte Paris mit seinen krummen Gäßchen war die Stadt für die Barrikaden; das neue Paris ist nach militärischen Plänen erbaut, die geraden, regelmäßigen und breiten Straßen sind trefflich geeignet für die Bewegungen der Artillerie und Kavallerie im Falle wieder ausbrechender Revolutionen; die kostbaren und prachtvollen Läden werden neben der Polizei von einer Soldateska gehütet, die man ebenso gut auf den Wohlstand der Bürger loslassen kann, wie man sie am 2. und 3. Dezember 1851 gegen das Leben der Bürger losgelassen hat; der

*) Ungeheuer sind die Summen, welche für Bälle jährlich draufgehen. Die pariser Zeitung „France“ weist in einer statistischen Uebersicht über eine pariser Ballsaison ausführlich nach, daß während ihrer 36tägigen Dauer zirka 4700 Privatbälle gegeben werden. Nach der detaillirten Aufführung der Kosten betragen diese für die Damen 60,084,000 Fr., für die Herren 5,000,000 Fr. und für die Bewirtung 4,212,000 Fr. In 36 Tagen werden also über 69 Mill. Fr. oder beinahe 2 Mill. Fr. per Tag nur für Befriedigung der Tanzlust ausgegeben!

wahnsinnige Luxus bei Hofe hat sich dem Adel — soweit dieser sich nicht entfernt hält vom neuen Kaisertum — und dem höhern Bürgerstand in schreckenerregender Weise mitgetheilt, so daß die höhern Stände in Paris, im Taumel der Genüsse und in der Pflege des ausschweifendsten Luxus versunken, keine andere Lebensaufgabe kennen als die, die Mittel herbeizuschaffen zu einem möglichst genuß- und freudenreichen Leben. Ein solches Mittel ist ihnen auch die Ehe. Man schließt Heiraten nicht aus Neigung, sondern aus Spekulation, und während der Ehemann neben der Frau ganz offen eine Sängerin oder Tänzerin unterhält, trägt die Frau ebenso offen ihre zärtlichen Verhältnisse zu einem Galan zur Schau. Der mittlere Bürgerstand wird von dem sittenlosen Beispiel der höhern Stände mehr oder weniger angesteckt oder abgestoßen, auch in ihm herrscht vielfältig ein ungemessenes Jagen und Treiben nach Gold und der Arbeiter endlich, der zwar Beschäftigung und Lohn findet in dem neuen Paris, steht doch gleichzeitig mit Neid und finsternem Blick auf den ungeheuren Luxus, der vor seinen Augen getrieben wird, und wie die tausenderlei Dinge, welche von seiner schwelgerischen Hand verfertigt werden, nur zum augenblicklichen Kitzel der Reichen und der mehr begünstigten Klassen der Bevölkerung dienen.

Der Kaiser von Frankreich weiß sehr gut, auf welcher lockeren Grundlage sein Thron ruht; er hat deswegen dafür gesorgt, daß sein Palast in den Tuileries mit Leichtigkeit in eine kleine Festung umgewandelt werden kann, die ohne Geschütz gar nicht zu nehmen ist, — und die von seiner Regierung organisirte geheime Polizei dringt in alle Kreise und Gesellschaften. Unter dem vornehmen Gewande eines Edelmannes, in der bürgerlichen Kleidung eines Künstlers oder Handwerkers, unter den Diamanten der Mätresse eines Banquiers wie unter den Lumpen einer halb verhungerten Straßendirne hat die Polizei ihre Spione, die für ihre guten Dienste mit offener Hand bezahlt werden.

Das jährliche Budget der Stadt Paris zeigt gegenüber frühern 30 Millionen jetzt eine regelmäßige Ausgabe von 106 Millionen Franken; 580 Millionen hat in den letzten fünf Jahren die Stadt nur für Bauzwecke ausgegeben, die

sämmtlich mittelbar oder unmittelbar zur Befestigung der gegenwärtigen Herrschaft dienen sollen, — und es liegt Wahrheit in dem Worte eines höhern pariser Offiziers: „Der Kaiser Napoleon regiert mit dem Degen, nicht mit dem Regenschirm, wie sein Vorgänger Louis Philipp; eher wird er ganz Paris unter seinen Trümmern begraben, als feige in einer Kutsche fliehen“ (wie bekanntlich 1848 von Louis Philipp geschah).

Niemand in Paris, das haben die letzten Wahlen gezeigt, ist an die jetzige Dynastie anhänglich als die Offiziere und die Armee. Nicht auf der Ergebenheit und Liebe des Volkes, nicht auf der Freiheit und einer unerschütterlichen Rechtsordnung, nicht auf den Bürgertugenden des Fleißes und der Sparsamkeit, nicht auf dem Heiligthum des Familienlebens, diesen granitnen Grundpfeilern der staatlichen und Gemeindeordnung, ruht der Bestand der jetzigen Regierung, sondern auf einer furchtbar organisirten geheimen Polizei, die bis mitten in die Familien dringt, auf den Bajonetten und Kanonen einer dem Kaiser blind ergebenen Armee und auf einer Gesetzgebung, vermöge welcher Jeder, der der kaiserlichen Regierung unbequem oder gefährlich erscheint, sofort in Länder deportirt werden kann, wo der Pfeffer wächst und wo der arme Deportirte in kurzer Zeit dem tödlichen Klima zum Opfer fällt. Die Freiheit der Franzosen besteht fast einzig und allein in der Freiheit des Lasters.

Alles dies hindert natürlich die französische Regierung nicht, den Beruf der Ausbreitung der höchsten Zivilisation in der Welt sich zuzueignen und als das Mustervolk in allen Tugenden das französische hinzustellen.

Was es aber mit diesem zivilisatorischen Beruf des gegenwärtigen Frankreich für eine Bewandniß habe, wie unregelmäßig und fieberhaft „der Puls dieses Landes“ (wie man die Stadt Paris nennt) schlägt, wie krank die Zustände der pariser Gesellschaft sind und wie faul und morsch ihr Boden, — das zeigt sich von Zeit zu Zeit an einzelnen Erscheinungen, die gleich weithin leuchtenden Raketen aus jenen Zuständen emporsteigen.

Die rasende, wahrhaft wahnsinnige Gier nach Geld und Gelderwerb, wie sie in Paris herrschte und herrscht, die Unfähigkeit in der Wahl der Mittel zu diesem Zweck, der dafür in Um-

lauf gesetzte ungeheure „Schwindel“, wie man alle die schamlosen und betrügerischen Manöver zur Ueberlistung, Ausbeutung und Beraubung des Nebenmenschen nennt, — dieses ganze häßliche Gebahren zeigt sich am deutlichsten in dem Prozesse gegen J. Mires, dieses Ideal eines pariser Schwindlers.

II. Der Schwindler Banquier Mires.

Zu Ende der Fünfziger Jahre gründete in Paris der Jude Jules Mires, der Sohn eines unbemittelten Handelsmannes aus der französischen Stadt Bordeaux, eine Kasse, die nach ihm „Kasse Mires“ benannt wurde. Diese Kasse, aus den Einlagen der Mitglieder einer bestimmten Gesellschaft (Aktien) gebildet, zählte Anfangs nur wenige Millionen; als aber ihre Geschäfte außerordentlich günstig ausfielen und Mires ungewöhnlich hohe Dividenden (Zinse) bezahlte, wurde das Geschäftskapital bedeutend vermehrt. Die Kasse Mires fuhr fort, ganz famose, unerhört einträgliche Geschäfte der verschiedensten Art zu machen.

Nachdem nämlich Mires kolossale Steinkohlengruben und Eisengiebereien erkaufte und deren Ausbeutung übernommen, nachdem er für 20 Millionen Franken Terrain in der Stadt Marseille erworben hatte, um daselbst einen ganz neuen Stadttheil aufzubauen, verpflichtete er seine Kasse auch noch durch Vertrag, jene Stadt mit Gas zu versehen.

Daneben spielte er in nie erlebtem Maß an der Börse, kaufte, was er nicht haben wollte, verkaufte, was er nicht hatte, nur um auf kürzestem Weg, ohne Mühe und Arbeit, Schätze zu erwerben und dieselben zu neuen Spekulationen zu verwenden.

Mires wollte die Herrschaft auf der pariser Börse haben; er wollte dem alten, aber soliden und vorsichtigen Haus Rothschild, das sein Vermögen nach Hunderten von Millionen zählt und um dessen Freundschaft geldbedürftige Kaiser und Könige buhlen, — ebenbürtig werden.

In dieser Absicht übernahm Mires den Bau dreier römischer Eisenbahnen von 70 Meilen Länge, wozu er ein Kapital von 175 Millionen brauchte, baute eine spanische Eisenbahn für 40 Millionen und versprach der spanischen Regierung eine Anleihe von 200 Millionen.

Aus dem angebliehen Gewinn dieser zahlreichen

und gewaltigen Unternehmungen wurden den glücklichen Aktionären der Kasse alljährlich ganz außerordentliche Zinsen, 20, 30 und mehr Prozente von dem eingelegten Kapital bezahlt, mit lärmenden Anpreisungen immer noch höhere Gewinne versprochen und so die Nachfrage nach den Aktien der Kasse und eben damit ihr Werth außerordentlich gesteigert.

Der gefeierte Held der Kasse selber erwarb sich in den schönsten Straßen von Paris fürstliche Paläste, in welchen, sowie an der Tafel des Krösus, ungeheurer Luxus herrschte, Mires kaufte außerdem die werthvollsten Grundstücke, er verheiratete seine Tochter an den Fürsten Polignac, aus einem der edelsten Geschlechter der alten Monarchie, und vom Kaiser wurde die Brust des kühnen und glücklichen Spekulanten mit einem hohen Orden geschmückt.

Mires kommandirte über Hunderte von Millionen. Die Sparspennige der Diensthofen, die Scherflein der Witwen, die Renten alter Invaliden, der Ueberfluß des Reichen drängte sich seiner Kasse zu, Alles wollte an dem schnellen Gewinn Theil haben; — der Spekulant hatte erreicht, was der ungemessenste Ehrgeiz eines Börsenspielers zu ersinnen vermag.

Nichts desto weniger munkelte man 1860 in Paris von Geldverlegenheiten des reichen Mires, von Mangel an Mitteln, um die begonnenen ungeheuren Arbeiten und Unternehmungen fortzusetzen und auszubeuten, insbesondere, um die römischen Eisenbahnen auszubauen.

Diese Gerüchte waren nur allzu begründet. Mires hatte furchtbar geschwindelt, trotz der enormen Einnahmen waren seine Quellen verstopft. Aber er gab sich nicht besiegt. Sein verwegener und fruchtbarer Geist gab ihm einen Plan ein, wie ihn die ausschweifendste Phantasie einer- und die rathloseste Verlegenheit andererseits kolossaler nicht zu ersinnen vermag.

Mires schloß mit der türkischen Regierung ein Anleihen von 400 Millionen Franken ab zu 6 Prozent, für dessen Sicherheit die gesammten Erträgnisse des türkischen Reiches verpfändet wurden; ein Anleihen, bei dem der Türke aber anstatt 100 nur 38 Franken, also anstatt 400 Millionen in Wirklichkeit nur 142 Millionen Franken erhalten, trotzdem aber 400 Millionen zu 6 Proz. verzinsen und zurückbezahlen sollte.

In kürzester Frist war das ganze türkische Anlehen untergebracht, unermesslicher Gewinn von Hunderten von Millionen in naher Aussicht, — Mires schien gerettet.

In diesem Moment ergriff ihn die rächende Nemesis, das glänzende Gebäude stürzte in Trümmer, er selbst in Armut, Noth und Schande.

Im Dezember 1860 erhob aus Rache einer seiner Schwindlergenossen bei Gericht die Anzeige gegen Mires, er habe Aktien der Kasse entwendet, Geschäftsfreunde betrogen, die Handelsbücher gefälscht.

Mires gab sich zwar den Anschein, als verachte er die Beschuldigung, aber er weigerte sich, dem Gericht seine Handelsbücher vorzulegen. Jetzt begann sein Kredit zu wanken, seine Gläubiger wurden mißtrauisch, unruhig, man vernahm laute Klagen, selbst Drohungen, — die türkische Anleihe, der letzte Rettungsanker des Bankiers, scheiterte in der letzten Stunde, und als man vollends erfuhr, daß Mires seinem Ankläger mit Geld den Mund gestopft habe, da platzte die Seifenblase.

Unter der Hand hatte das Gericht Stoff gesammelt zum Einschreiten — und als Mires, auf dem Gipfel der Frechheit angekommen, die Beamten durch die Drohung einzuschüchtern versuchte, er werde, wenn er untergehen solle, Männer aus den höchsten Kreisen und Stellungen in seinen Sturz ziehen, wurde er, am 17. Februar 1861, aus seinen Prunkgemächern geholt und in eine einsame Gefängniszelle versetzt. Französische Blätter meldeten, Mires sei über diesen plötzlichen Wechsel seines Glückes in augenblickliche Raserei verfallen.

Der vielbeneidete Millionär, der Ritter der Ehrenlegion, der Schwiegervater des Fürsten Polignac, wegen Fälschung und Betrugs verhaftet, — diese fabelhafte Kunde wurde vom Telegraphen in alle Welttheile getragen. Alle Börsenspieler fühlten den Grund unter sich beben. Die zahlreichen Feinde des Kaisers sprengten aus, die höchsten Staatsbeamten, die Prinzen, ja Napoleon selber sei der Schuldner des Mires, in seine Schwindeleien verwickelt und Viele sahen in dem Sturze des portugiesischen Juden den nahe bevorstehenden Sturz des Kaiserthums, das den Schwindel, den Luxus, die Unsitlichkeit groß gezogen hatte.

Der übrige Theil der Geschichte ist kurz.

Die Untersuchung der Bücher und des Zustandes der Kasse Mires ergab, daß die gegen den Verhafteten erhobenen Beschuldigungen nur allzu begründet waren.

Der untreue Schwindler hatte eine Menge von Werthpapieren, die ihm von Darlehensschuldnern als Hinterlagen übergeben worden waren, zu einer Zeit verkauft, wo die Papiere sehr hoch standen, und dann wieder zurückgekauft, als die Papiere gefallen waren und niedrig standen. Anstatt aber den Gewinn aus diesen Manövern den Eigenthümern der Papiere zukommen zu lassen, steckte ihn Mires in die Tasche und gab dann die Papiere in dem entwertheten Zustand den Eigenthümern zurück, so daß dieselben große Verluste erlitten.

In ganz gleicher Weise verkaufte Mires, um sich baares Geld zu verschaffen, Aktien, welche der Gesellschaft, also nicht ihm, gehörten, massenhaft auf der Börse, so daß jene Papiere, weil mit ihnen der Markt überschwemmt wurde, bedeutend im Werth sanken. Dann, in diesem durch ihn absichtlich herbeigeführten geringen Werth kaufte er sie wieder zurück, steckte den Gewinn in die Tasche und ließ der Gesellschaft den Schaden.

Vermittelt dieser beiden Betrügereien, wodurch den Eigenthümern der verschiedenen Papiere und den Aktionären der Kasse schwerer Schaden zuging, wurden von Mires je viele Millionen gewonnen.

Bei dem Bau der spanischen Eisenbahn wurden durch ein anderes Manöver die Gläubiger um eine Summe von 9½ Millionen Franken beschwindelt.

Es waren fürchterliche Momente für Mires, als in der Untersuchung die, welche ihr Vermögen ihm anvertraut hatten, Einer nach dem Andern ihn mit Vorwürfen überhäuften, ihn der Unredlichkeit ziehen. Ein Kutscher schleuderte ihm die Anklage ins Gesicht, er habe ihm die Ersparnisse seines fünfundzwanzigjährigen Dienstes, das Brod seines Alters, seine und seiner Frau letzte Stütze geraubt. Ein Kabinetssourier beschuldigte ihn, er habe den Tod seiner Frau verursacht, die aus Schrecken über den Verlust gestorben sei. Ein alter Diener wurde wahnsinnig, als er den Verlust seiner Ersparnisse erfuhr. Und diese und noch viele andere Erspar-

nisse zahlloser Familienväter, die Nothgrofchen der Handwerker und verdienten Soldaten — in welchen unsinnigen Verschwendungen waren sie aufgegangen!

Die hohen Dividenden der Kasse aber, d. h. die von Mires ausbezahlten Zinsen, diese Lockvögel für das Publikum, waren dadurch erzielt worden, daß die in der Kasse vorhandenen Werthpapiere nicht nach ihrem wirklichen, sondern nach einem höhern Werth berechnet wurden und daß der von der Erwerbung der römischen Eisenbahnen zu erwartende Gewinn, obwohl er noch gar nicht erworben war und auch niemals erworben wurde, als wirklich erzielter Gewinn mit 32 Millionen Franken bereits gebucht und hienach die Zinsen berechnet und ausbezahlt wurden.

Wegen dieses letzten Manövers wurde Mires „der betrügerischen Vertheilung nicht erworbener Dividenden“ angeklagt.

Bei der Verhandlung vor Gericht benahm er sich wie ein Halbverrückter.

Jules Mires wurde vom pariser Zuchtpolizeigericht zu fünfjährigem Gefängniß und 3000 Fr. Buße verurtheilt. Der Appellationshof bestätigte das Urtheil.

Der Kassationshof aber hob die Urtheile auf wegen eines Formfehlers und wies den Prozeß an einen andern Gerichtshof.

Dieser erklärte durch Urtheil vom 31. März 1862 sämtliche Manipulationen und Schwindeleien des Angeklagten für erlaubt und sprach den Mires frei!

Hiebei hatte es mit dem Spektakelstück sein Bewenden. Dieses Urtheil kennzeichnet den tiefen Stand des Barometers der öffentlichen Moral in Frankreich. Betrug und Unterschlagung waren durch gerichtliches Urtheil gutgeheißen, wahr-scheinlich weil die Betrügereien in die Millionen liefen. Man sagte es laut auf der Straße und man las es in den Blättern: „Die kleinen Schelmen henkt man, die großen läßt man laufen.“ Nie hat man ein wahreres Wort gelesen.

Mit Mires war es freilich auch zu Ende. Zwar nahm der Spekulant noch einige Anläufe, um wieder Kredit zu erhalten und das alte Spiel neu zu beginnen; aber es gieng nicht mehr. Seither ist Mires fast verschollen und bei ihm und seinen Aktionären mit den kolossalen Divi-

denden heißt es mit Recht: „Wie gewonnen, so zerronnen!“

Der Leser aber hat längst erkannt, daß ein so kolossaler Schwindel, wie ihn Mires trieb, nur auf ungesundem Boden gedeihen kann, denn ein Schwindler wie Mires braucht ein Publikum, das seine Gelder ihm anvertraut, das mit ihm schwindelt. Allein konnte Mires nicht agiren, denn er hatte ursprünglich keinen Rappen Vermögen. Er gewann nur mit fremdem Geld und verlor — was gewiß äußerst bequem war — nur fremdes Geld. Mithin kann man mit allem Recht sagen: Mires war ein Kind seiner Zeit.

III. Der Giftmischer Arzt Pommerais.

Diese Zeit hat aber jüngst in Paris ein viel schrecklicheres Beispiel der Sitten- und Charakterlosigkeit, der Habgier und Genußsucht erzeugt, als den Juden Mires.

Es ist noch nicht allzu viele Monate her, daß ein talentvoller Arzt, ein junger Mann von guter Familie und angesehenener gesellschaftlicher Stellung unter der Anklage eines zweifachen Giftmordes vor den pariser Geschwornen stand. Volle neun Tage lang, vom 9. bis 17. Mai 1864, dauerten die Verhandlungen des Prozesses und über diese ganze Zeit folgte mit immer steigender Spannung ganz Paris, ja man kann sagen das ganze gebildete Europa der Entwicklung eines Drama, das an schauerlicher Furchtbarkeit seines Gleichen sucht.

Edmond Desiré Couty de la Pommerais, von Neuville au Bois, der Sohn eines angesehenen Arztes, geboren 1830, doktorirte im Jahr 1854 in Paris und spannte sofort alle Segel auf, um eine einträgliche Praxis zu erhalten. Er kaufte einem bekannten Arzt seine Kundschaft ab, suchte Ehrenstellen in der Nationalgarde, gab sich fälschlich für einen Grafen aus und heuchelte, während er mit der Verleugnung Gottes und der Verhöhnung jeglicher Religion zu prahlen pflegte, dem Papst und den katholischen Priestern die höchste Ehrerbietung, um einen italienischen Orden zu erhalten.

Im Sommer 1861 wurde Pommerais bekannt mit einer schönen jungen Dame von 20 Jahren, die ein Vermögen von 150,000 Franken besaß, und bald war der gewandte junge Arzt, trotz der

tiefen Abneigung der verwitweten Mutter des jungen Mädchens gegen ihn, der Bräutigam der letztern. Pommerais hatte bei seiner Verheirathung kein Vermögen; die 60,000 Fr. in Werthpapieren, die er seiner Schwiegermutter damals vorwies, hatte er zu diesem Zweck von einem Freunde entlehnt; — seine Praxis trug ihm höchstens 9000 Fr. jährlich ein, eine für seine Bedürfnisse in dem theuren Paris sehr mäßige Summe — und da auf Andringen der Mutter die Tochter mit ihm im Verhältniß der Gütertrennung lebte, so war Pommerais, neben diesem Ertrag seiner Praxis, auf die Zinsen aus dem Vermögen seiner Ehefrau beschränkt. Seine Schwiegermutter, die ihn nicht liebte, hatte ebenfalls einiges Vermögen, gab ihm aber nicht nur nichts, Frau Dubizy, so ist ihr Name, war ihm auch noch ein Hinderniß, um zu dem Vermögen seiner Ehefrau zu gelangen. Die Aussichten dazu waren aber für Herrn Pommerais um so geringer, als Frau Dubizy noch verhältnißmäßig jung war und sich einer vortrefflichen Gesundheit erfreute.

In der Nacht des 8. Oktober 1861 aber, nachdem sie mit ihrem Tochtermann gespeist, wurde Frau Dubizy plötzlich krank, von heftigem Erbrechen befallen; am 9. Oktober von ihrem Hausarzt besucht und behandelt, wurde sie besser; am 10. aber, nach einem Besuch des Herrn Pommerais, wurde sie jählings rückfällig und — starb nach wenigen Stunden. Jedermann war schmerzlich erstaunt über den plötzlichen Tod einer bisher ganz gesunden Frau; — nur Pommerais nahm das Ereigniß höchst gleichmüthig auf, versicherte sich durch Augenschein, daß seine Schwiegermutter ganz todt sei und zog dann, ohne weitere Umstände zu machen, ihr Vermögen kurzweg an sich.

Dieses Vermögen betrug aber nicht so viel, als der genußsüchtige Mann gehofft hatte und brauchte. Pommerais dachte daher auf andere Mittel, sich Geld zu verschaffen, und sein verhärtetes Gemüth schreckte vor keinem Verbrechen zurück, wenn es ihm nur zu der ersehnten Beute verhalf.

Mehrere Jahre vor seiner Verheirathung hatte Pommerais ein Verhältniß mit Frau Pauw angeknüpft, der armen Witwe eines Malers, die nichts hatte als drei unerzogene Kinder und ein

Leben voll Sorgen. Pommerais, an dem die Witwe mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hieng, gab ihr hin und wieder — er hatte selber nicht viel — kleine Unterstützungen.

Mit seiner Verheirathung brach er aber, zum großen Schmerz der Frau Pauw, seine Beziehungen zu ihr kurz und barsch ab. Als diese Frau ihn wieder einmal besuchen wollte, ließ er sie zur Thüre hinauswerfen. Nichts desto weniger bewahrte die Unglückliche ihm ein liebevolles Andenken und nahm ihn, als er nach zwei Jahren, nämlich im Juni 1863, sie plötzlich und unerwartet wieder besuchte, mit offenen Armen auf.

Pommerais gab der Verblendeten vor, er wolle für ihre und ihrer Kinder Zukunft sorgen und entwickelte den Plan, wie dies geschehen sollte.

Sie sollte in einem Schuldscheine erklären, daß er nach und nach ihr an Vorschüssen und Unterstützungen die enorme Summe von 550,000 Fr. vorgestreckt habe; dann sollte sie sich bei einer oder mehreren Gesellschaften für den gleichen Betrag in der Art versichern, daß bei ihrem Tod die Gesellschaften jene Summe an Pommerais, ihren Gläubiger, ausbezahlen sollten, der seinerseits zu Bezahlung der jährlichen Versicherungsbeiträge (Prämien) an die Gesellschaften sich verpflichten werde. Wenn die Versicherungen in Ordnung, sollte Frau Pauw eine Krankheit erheucheln und ihr baldiger Tod den Gesellschaften in Aussicht gestellt werden, damit dieselben in Besorgniß gerathen, die bedeutenden Summen auszahlen zu müssen. Diese Besorgniß, so schwindelte Pommerais seiner Geliebten vor, wolle er dann dazu benützen, um die Gesellschaften zu einer Aenderung der Versicherungsverträge in der Weise zu bewegen, daß anstatt der nach dem Tode der Frau Pauw zu bezahlenden Summe von 550,000 Fr. die Witwe eine lebenslängliche Rente von 6000 Fr. erhalte, welche sie, er und Frau Pauw, dann mit einander theilen wollen. Hiedurch, so schloß Pommerais seinen Vorschlag, sei ihnen beiden geholfen.

Die bethörte Frau gieng auf den unredlichen Vorschlag ein; — sie stellte Pommerais den gewünschten Schuldschein aus, ließ sich von den Gesellschaftsärzten untersuchen und ihr Leben wurde, nachdem ihre Gesundheit vortrefflich erfunden worden, von den Affekuranstalten für die Summe von 550,000 Fr. versichert. Dann über-

trug Frau Pauw in rechtsgültiger Form die Versicherungsurkunden der Anstalten auf Pommerais und bestätigte noch dazu diese Uebertragung in einem Testament.

Jetzt hatte Pommerais, was er wollte.

Er diktierte nun der Frau Pauw eine Reihe von Briefen, die er sie mit verschiedenen Daten vom Juli bis November 1863 versehen ließ und in welchen sie ihm theils ihren Dank aussprach für die unzähligen Wohlthaten, die ihr von ihm zugeflossen seien und fortwährend zufließen, theils eine angebliche Krankheit in Folge eines Sturzes auf der Treppe ihm schilderte. Diese Briefe steckte Pommerais zu sich und nahm sie mit, — wir werden bald sehen — aus welchem Grunde.

Pommerais bezahlte die erste Jahresrate für die Lebensversicherung der Frau Pauw mit 18,400 Fr. an die Gesellschaften. Er war entschlossen, diese Prämie nur einmal und dann nie mehr zu bezahlen, unter allen Umständen aber in den Besitz der Versicherungssumme von 550,000 Fr. zu kommen. Dies war aber nur möglich, wenn Frau Pauw starb. Einen andern Weg, zu dem Gelde zu gelangen, gab es nicht. Pommerais wußte auch recht gut, daß durch die Erheuchelung einer Krankheit die Affekuranzen nicht zu einer Veränderung der Versicherungsverträge sich werden bewegen lassen. Pommerais beschloß daher, daß Frau Pauw sterben sollte.

Schon im September veranlaßte er sie, zu verschiedenen Aerzten zu gehen und bei denselben unter der Vorgabe eines Falles auf der Treppe Wagenleiden zu heucheln. Frau Pauw befolgte den Rath und erhielt von den Aerzten verschiedene Recepte, die sie jedesmal mit Heiterkeit ihrem Geliebten überlieferte.

Im November erklärte ihr Pommerais, jetzt sei es Zeit, ernstlicher krank zu werden, um die Gesellschaften zu einer Aenderung der Verträge zu veranlassen. Frau Pauw anvertraute nun ihren Freundinnen, sie werde jetzt einige Tage krank und dann wieder ganz gesund werden; durch diese Krankheit hoffe sie, 3000 Fr. Rente per Jahr zu verdienen.

Vom 12. November an gieng Frau Pauw nicht mehr aus. Sie täuschte auch ihren Hausarzt. Am Montag den 16. aß sie mit bestem

Appetit und in vortrefflicher Laune mit ihren Kindern zu Mittag. Abends kam Pommerais und blieb lange bei ihr. Am Dienstag den 17. Morgens wurde sie sehr krank im Bette angetroffen. Sie erbrach fortwährend, beruhigte aber ihre Kinder, es werde bald vorüber sein. Jetzt kam Pommerais und gieng wieder, ohne Hülfe zu leisten. Frau Pauw würde immer elender. Um 2 Uhr kam Pommerais wieder und wieder verließ er die schwer Kranke ohne die geringste Verordnung. Abends 6 Uhr stirbt Frau Pauw, — unter schrecklichen Krämpfen, Erstickungsempfindungen, Erbrechen, — Schaum vor dem Munde, unter allen Zeichen von Vergiftung!

Gleich nach ihrem Tode kommt Pommerais, zum dritten Mal an diesem Tage. Mit größtem Gleichmuth, wie nach dem plötzlichen Tod seiner Schwiegermutter, untersucht er die Leiche, versichert sich, daß kein Lebensfunke mehr da — und rüßt Einleitungen, um die Versicherungssummen für sich flüssig zu machen.

Der leichtgläubige und getäuschte Hausarzt, der die arme Frau Pauw nie gründlich untersucht hatte, stellt den Leichenbeschauern das Zeugniß aus: „Frau Pauw ist an den Folgen eines Sturzes auf der Treppe an einem Magenrisse gestorben.“

Auf dieses Zeugniß hin, das in der Verhandlung dem Hausarzt den Vorwurf grober Nachlässigkeit von Seiten des Präsidenten zuzog, wurde Frau Pauw beerdigt.

Nach einigen Tagen aber erhoben die Verwandten der Verstorbenen bei Gericht die Beschuldigung gegen Pommerais, er habe die unglückliche Frau vergiftet, um in den Besitz der Summen zu gelangen, mit denen sie ihr Leben versichert hatte. Die schwere Beschuldigung wurde durch verschiedene Umstände unterstützt.

Jetzt wurde Pommerais verhaftet und die Leiche der Frau Pauw wieder ausgegraben. Die ärztliche und chemische Untersuchung ergab, daß Frau Pauw ganz unzweifelhaft vergiftet worden war, und zwar mittelst eines Pflanzengiftes, das keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt. Die Sachverständigen erklärten, dieses Pflanzengift sei höchst wahrscheinlich der Saft des Fingerhutes (Digitalin). In der Untersuchung stellte sich heraus, daß schon im Juni Pommerais eine

ungewöhnlich große Quantität dieses heftigen Giftes gekauft hatte; — dieses Gift war nicht mehr da, — wohin es aber gekommen, darüber konnte Pommerais sich nicht im geringsten ausweisen.

Auch die Leiche der Frau Dubizy wurde wieder ausgegraben. Die Sachverständigen konnten aber, da dieselbe schon zwei Jahre im Grabe geruht hatte, sich nicht mehr darüber aussprechen, welches die Todesursache jener Frau gewesen sei. Aber auch in dieser Richtung wurde erhoben, daß Pommerais kurz vor dem Tod seiner Schwiegermutter Fingerhutgift bei einem Apotheker gekauft hatte, ohne daß er anzugeben wußte, zu welchem Zweck und wie er das Gift verwendet habe. Auch seine Schwiegermutter war krank geworden kurz nach einem gemeinschaftlichen Mahle bei ihm, sie war jählings gestorben kurz nachdem sie wiederum allein gewesen war mit ihm und ihr Tod war von den gleichen Krankheitsercheinungen begleitet wie der Tod der Frau Pauw. Darum wurde von der Staatsanwaltschaft der Arzt Pommerais sowohl der Vergiftung der Frau Dubizy als der Frau Pauw angeklagt.

Umsonst suchte gegen die letztere Anklage de la Pommerais sich zu vertheidigen mit der Hinweisung auf die Briefe, die er seinem Opfer diktiert hatte. Es wurde über jeden Zweifel hinaus erwiesen, daß Frau Pauw nie einen unglücklichen Fall auf der Treppe gethan, daß das Mährchen von diesem Fall vielmehr von Pommerais erfunden und ihr eingegeben war, der Angeklagte mußte, trotz der schönen Lobsprüche, die zu seinen Gunsten von der bethörten, blind verliebten Frau auf sein Geheiß niedergeschrieben waren, zugestehen, daß er weitaus nicht einmal annähernd die Summe von 550,000 Fr. der Verstorbenen habe leihen können; und er reduzirte selber diese Summe schließlich auf 25,000 Fr., während sie in der That nicht höher denn auf 600 Fr. sich mag belaufen haben. Er und nur er allein auf dem weiten Erdenrund hatte ein Interesse an dem Tod der mit der Armut ringenden Frau; nur ihr Tod konnte die 550,000 Fr. ihm eintragen und zugleich von der Einzahlung der fernern Prämien, die weit über seine Kräfte giengen, ihn befreien. Und diese Frau, die er mit Gift vergeben, war, wie sich bei der

Sektion ergab, im zweiten Monat schwanger und Pommerais der Urheber dieser Schwangerschaft!

Nichts half ihm vor den Geschwornen seine Frechheit, in der er erwiesene Thatsachen ableugnete, nichts seine höhnische Berufung darauf, daß ja die Sachverständigen trotz eifrigen Suchens kein Gift in der Leiche der Frau Pauw gefunden, nichts die Bethuerungen seiner Unschuld. Am 17. Mai, Abends 6 Uhr, sprachen die Geschwornen ihn schuldig der Ermordung seiner Mätresse, dagegen nichtschuldig der Anklage auf Vergiftung seiner Schwiegermutter.

Der Gerichtshof verurtheilte darauf den Dr. Couty de la Pommerais zum Tod durch die Guillotine.

Es ist bezeichnend für den gänzlich zerfahrenen und gottlosen Charakter des Verurtheilten, daß er während der Untersuchung im Gefängniß drei erfolglose Selbstmordsversuche machte, nebenbei aber ein Theaterstück dichtete, in welchem er die gegen ihn auftretenden Zeugen dem Spotte preisgab und nach der Verurtheilung zum Tod Karikaturen seines Anklägers und seiner Richter zeichnete!

Pommerais legte Kassation ein gegen das Urtheil, aber die schlecht begründete Beschwerde wurde von dem Kassationshof am 4. Juni verworfen. Jetzt rief der Delinquent die Gnade des Kaisers an und seine schöne junge Frau that Alles, um das Leben ihres unglücklichen Mannes zu retten, aber umsonst. Der Kaiser konnte, ohne großes Aergerniß zu erregen, Pommerais nicht begnadigen, er wies auch wirklich das Gnadengesuch zurück und am 9. Juni, Morgens fünf Uhr, bestieg der Unglückliche das Schaffot. Er starb muthig, ohne ein Geständniß abgelegt zu haben.

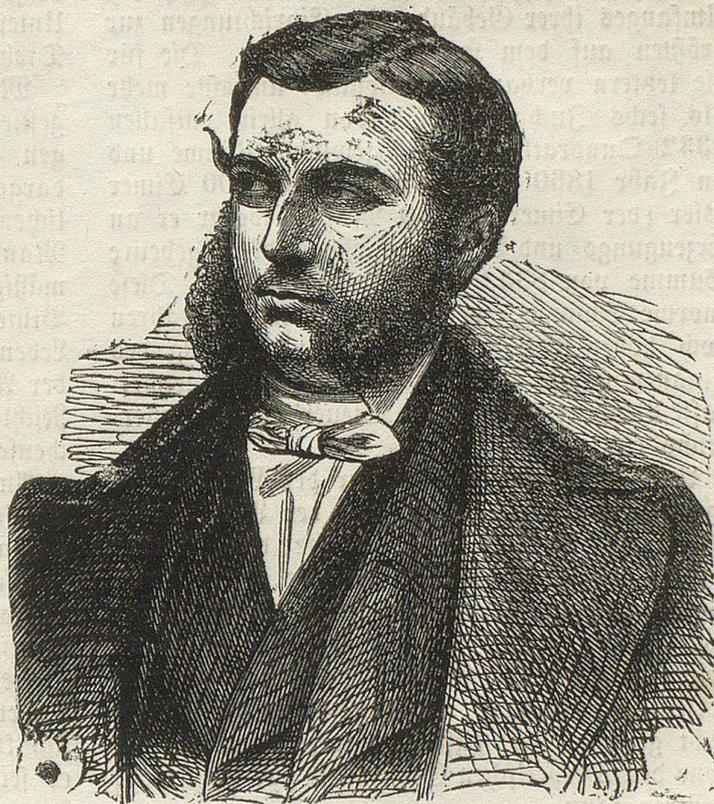
Welch trauriges Bild völliger sittlicher Verkommenheit zeigt dieser unglückliche Mann, dem nichts heilig ist auf der Welt! Er hat kein besseres Gefühl, keine Religion und keine Ehre. Nicht die Bande der Verwandtschaft, nicht die die der Liebe fesseln ihn. Das Geld ist sein Gott, der Genuß sein Glaube, das Nichtsthun seine Liebe und das Verbrechen seine Hoffnung. Beklagenswerther Mann, — das Resultat deines ganzen nichtigen Lebens ist — das Schaffot!

Der Kalendermann schließt seinen langen Artikel mit dem kurzen, ernstern Wort:

Pommerais ist wie Mirès nur ein Kind seiner Zeit, ein Spiegelbild, wenn auch ein scharf markirtes, der Zustände und Verhältnisse des heutigen Paris. Figuren wie der jüdische Bankier und der gichtmörderische Arzt wachsen groß nur in üppiger und verdorbener Luft und auf verfaultem Boden. Darum Sorge Jeder für seinen Theil, daß er den Gelderwerb nicht zu seinem Lebensziel, den Genuß nicht zu seinem Gott mache. Ohne ernste sittliche Grundsätze kann weder der innere Frieden eines Menschen, noch die Gemeinde, noch der Staat gedeihen und Niemand weiß, wohin er geführt wird, wenn er von jenen Grundsätzen abweicht. Es giebt nichts Höheres und Schöneres als das Bewußtsein, wie ein rechtschaffener Mann und guter Bürger gelebt und seine Pflicht erfüllt zu haben.

Nur dieses Bewußtsein vermag in allen Lagen und Verhältnissen den Mann aufrecht zu halten, so daß er auch in der letzten Stunde, wenn sie plötzlich und unerwartet über ihn kommt, getrostes Muthes sagen mag: Ich bin bereit.

Von dem Schaffot des hingerichteten Arztes weg führen wir daher den Leser zu dem freundlicheren Bild eines sterbenden Biedermannes, von dem man in der heutigen sogenannten materiellen Zeit, in der Zeit des außerordentlichen Aufschwungs von Handel, Industrie und Verkehr



Der Gichtmischer Pommerais.

mit demselben Recht im guten Sinne sagen kann, wie man es im schlimmen von Pommerais und Mirès sagen muß: auch er war ein Kind seiner Zeit!

Der Leser sieht aus der nächsten Erzählung, was wir meinen.

Der Millionär-Bierbrauer Dreher in Schwechat bei Wien.

Am 7. Juni 1810 wurde in Württemberg unter wenig günstigen, kleinbürgerlichen Verhältnissen ein Knabe geboren, der dazu bestimmt war, als Mann durch seinen Fleiß, seine Energie und seine Intelligenz eine wahrhaftige Revolution im Kaiserstaat Oesterreich hervorzubringen. Zwar keine Revolution im gewöhnlichen Sinne des Wortes, mit Kampf und Blut und mit politischen Zielen, sondern nur eine friedliche, gemüthliche Revolution des Bieres.

Anton Dreher ist der geniale Schöpfer der neuen Bierära in Wien.

In Baiern, dem berühmten Lande des deut-

schen Bieres, hatte Dreher schätzbare Kenntnisse in der Kunst gesammelt, einen guten und kräftigen Gerstensaft zu brauen, in England, vorzüglich in London, wo die größten Brauereien der Welt zu finden und wo ein Bier gebraut wird, das an Feinheit, Kraft und Wohlgeschmack selbst das bairische übertrifft, hat Dreher seine Kenntnisse bereichert und den so gewonnenen Schatz über die österreichischen Länder buchstäblich ausgegossen.

Denn die am 1. April 1836 von ihm übernommene, damals ganz kleine Bierbrauerei Klein-Schwechat hat im Laufe der Zeit Anton Dreher